



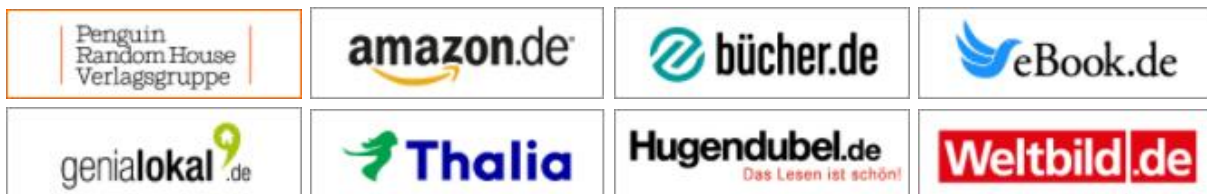
Leseprobe

Jenny Oliver

Bis morgen am Meer
Roman

»Witzig und mit einer wunderbaren Liebesgeschichte – perfekt!« *The Sun*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 14. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Nirgendwo ist das Meer so blau wie zu Hause

Die eine Sache, auf die in Stellas Leben immer Verlass war, ist ihr Elternhaus: die rote Tür, der atemberaubende Blick auf die Küste Cornwalls, die festen Plätze ihrer Eltern auf der Couch. Doch diesen Sommer kommt alles anders. Als Stella ihren Sohn von einem Besuch bei den Großeltern abholt, erfährt sie, dass ihr Vater verschwunden ist. Er hat nur einen Zettel hinterlassen, dass sich niemand Sorgen machen solle. Während Stellas Mutter erstaunlich ruhig bleibt, schaltet der Rest der Familie in den Krisenmodus. Gemeinsam begeben sie sich auf die Suche nach dem Familienoberhaupt – jeder mit seinen eigenen Problemen im Gepäck und ohne zu ahnen, dass ihnen eine Reise voller Überraschungen bevorsteht.

Autor

Jenny Oliver

Jenny Oliver schrieb ihr erstes Buch, als sie zehn Jahre alt war. Inzwischen hat sie Englische Literatur studiert und mehrere Jahre in der Verlagsbranche gearbeitet. Inspiration für Jenny Olivers Romane

JENNY OLIVER schrieb ihr erstes Buch, als sie zehn Jahre alt war. Inzwischen hat sie Englische Literatur studiert und mehrere Jahre in der Verlagsbranche gearbeitet. Inspiration für Jenny Olivers Romane sind ihre Liebe für alte Gegenstände, ihr Interesse an den Beziehungen anderer Menschen und ihr unerschütterlicher Glaube an Happy Ends – egal, wie lange es dauern mag!

Außerdem von Jenny Oliver lieferbar:

Das kleine Sommerhaus am Meer

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Für Emily

I. Kapitel

Sie stand am Klippenrand und sah auf die heranrollende Brandung hinab. Hinter ihr ragte das Haus in den Himmel auf. Fester, rauher Stein und Schiefer. Das Knallpink der Hortensien mit ihren riesigen Blüten. Die weißen Gartenmöbel, die einen neuen Anstrich brauchten. Dieses Bild, wie wenn man in die Sonne geschaut hatte und dann die Augen schloss. Es würde sich nicht von ihrer Netzhaut löschen lassen, und Lichtstrahlen tanzten in dem Dunkel hinter ihren Lidern.

Schleierwolken zogen über den Horizont, ein Windsurfer quälte sich in der Windstille vorwärts, während Stand-up-Paddler über das Wasser kreuzten, das in den schönsten Farben schillerte.

Moira ballte die Hände zu Fäusten. Ganz fest, sodass sie ihre Fingernägel in den Handtellern spüren konnte. Wenn sie gekonnt hätte, hätte sie Geräusche dabei gemacht, wie ein Kleinkind, das gerade einen Trotzanfall bekam. Wenn sie gekonnt hätte, hätte sie die Augen zugekniffen, mit dem Fuß aufgestampft und auf das Panorama, das nicht hätte herrlicher sein können, unter sich heruntergeschrien: »Graham Whitethorn, mit dir hat man verdammt noch mal immer nur Scherereien.«

Aber das ging nicht. Denn unter der Kapuze des Jungen neben ihr spähten besorgt dreinblickende Augen hervor,

und Moira sah, dass er sich mit den weiten Ärmeln den Rotz unter der Nase weggewischt hatte.

Deswegen atmete sie stattdessen tief die belebende Luft ein und sagte: »Los, Sonny. Jetzt machen wir Frühstück, und dann rufen wir deine Mutter an. Sie muss doch erfahren, was sich dein dummer alter Großvater geleistet hat.«

Sie wandten sich dem Haus zu. Dem schönen Haus. Das Bild auf Moiras Netzhaut passte genau in den Umriss.

2. Kapitel

»Was meinst du damit, er ist verschwunden?«, fragte Stella stirnrunzelnd. Fast automatisch wandte sie sich dann mit einer Geste nach draußen an ihre siebenjährige Tochter: »Schau, Rosie – Stonehenge.«

»Verschwunden ...?«, wiederholte ihr Mann vom Fahrersitz aus.

Aus lauter Verunsicherung schnitt Stella eine Grimasse.

Rosie, die auf dem Rücksitz saß und ihre mit Glitzersteinchen besetzten Kopfhörer aufhatte, ließ jedes Interesse an Stonehenge vermissen. Stattdessen sah sie sich auf ihrem iPad YouTube-Videos an und brauchte in völliger Sorglosigkeit ihr 4G-Datenvolumen auf. Normalerweise hätte sich Stella mit einem Fingerschnipsen Rosies Aufmerksamkeit gesichert und noch einmal aus dem Fenster gedeutet, damit ihre Tochter auf keinen Fall den Anblick von Stonehenge verpasste, doch der Anruf ihrer Mutter war wichtiger als jede Sehenswürdigkeit. »Ich verstehe nicht, was du meinst, Mum«, sagte Stella. »Wie kann Dad verschwunden sein? Wo ist er?«

Jack runzelte die Stirn. Am Kreisel vor ihnen staute sich der Verkehr.

»Genau das wissen wir ja nicht, Liebes«, erwiderte ihre Mutter, und durch das Telefon klang ihre Stimme blechern.

Stella fühlte sich auf seltsame Weise, als hätte sie die

Situation nicht unter Kontrolle. Ihr kamen ganz plötzlich Gedanken, die sie nicht erwartet hatte. Sie und ihr Vater verstanden sich nicht gut und sprachen auch kaum miteinander. Schon seit Jahren war das so. Der Ärger der Vergangenheit hatte sich in Gewohnheit verwandelt – und je mehr Zeit verging, desto mehr verhärteten sich die Fronten. Doch als Stella hörte, was ihre Mutter ihr da berichtete, wurde ihr ganz mulmig zumute. Plötzlich hatte sie Angst, sie könnte zu weinen anfangen. Du lieber Gott, das wäre total peinlich. Und Jack wahrscheinlich so schockiert, dass er einen Unfall bauen würde.

»Wie lange ist er denn bereits verschwunden?«, wollte Stella wissen und wandte sich wieder dem Autofenster zu, wobei sie die Augen weit aufriss, um gar nicht erst Tränen aufkommen zu lassen.

»Seit gestern«, gab ihre Mutter zurück. »Aber ich bin nicht ganz sicher, wann genau er das Haus verlassen hat, weil wir im Supermarkt einkaufen waren.«

»Gestern?«, fragte Stella entsetzt zurück. »Warum hast du dann nicht schon längst angerufen?«

»Ach, ich wusste ja, dass ihr heute eine lange Autofahrt vor euch habt, und wollte euch nicht um den Schlaf bringen. Außerdem habe ich gedacht, ich warte ab, ob er nicht doch noch heimkommt, bevor sich alle womöglich unnötig Sorgen machen.«

Für Stellas Mutter war so ein Verhalten äußerst seltsam, schließlich war sie noch nie jemand gewesen, der klaglos alles hinnahm.

»Soll das heißen, du hast dir ganz allein Sorgen gemacht?«
Am anderen Ende der Leitung blieb es still.

»Mum, bist du in Ordnung?«

»Ja, Liebes, mir geht es gut«, antwortete ihre Mutter. Und sie klang auch, als ginge es ihr sehr gut. *Zu* gut. Fast wirkte sie betrunken. Stella hätte viel mehr Drama erwartet. Sicher mehr Schluchzen und Hilfsbedürftigkeit. Stattdessen fragte sie sich, ob sie im Hintergrund gerade den Wasserkocher hörte.

Stella runzelte die Stirn. »Hat das Ganze etwas mit Sonny zu tun? Ist Dad seinetwegen gegangen? Hat Sonny sich nicht gut benommen?«

»Davon kann überhaupt keine Rede sein. Dein Vater und Sonny haben sich sogar blendend verstanden. Ich habe Sonny auch erst heute Morgen gesagt, dass sein Großvater verschwunden ist – Teenager brauchen ihren Schlaf, nicht wahr?«

Stella kniff die Augen ganz fest zusammen. Die Vorstellung, dass ihr Sohn und ihr Vater ein Herz und eine Seele waren, war in diesem Moment zu viel für sie.

»Hast du denn versucht, ihn anzurufen?«, erkundigte sie sich dann.

»Ja. Und ich bin direkt auf der Mailbox gelandet. Er hat einen Zettel hinterlassen, auf dem steht, dass wir uns keine Sorgen machen sollen.«

Stella presste sich eine Hand an die Stirn. Sie war sehr, sehr müde. Da sie den Wochenend- und den Ferienverkehr Richtung Cornwall hatten vermeiden wollen, waren sie um fünf Uhr losgefahren. Aber sie hatten schon einmal anhalten müssen, weil sich Rosie in einen Starbucks-Becher übergeben musste: Heimlich hatte sie innerhalb von zwanzig Minuten alle Süßigkeiten heruntergeschlungen,

die für die fünfstündige Fahrt vorgesehen gewesen waren. »Guck mal, Daddy – das Gummibärchen da ist sogar noch ganz«, hatte sie verkündet und dabei ziemlich entzückt geklungen. Die Verkehrsnachrichten aus dem Radio teilten ihnen mit, dass der aktuelle Stau durch einen umgefallenen Wohnwagen weiter oben auf der Fernstraße 303 entstanden war. »Was genau steht denn auf dem Zettel?«

»Nur, dass er für eine Weile weggeht.«

»Aber wohin?«

»Ehrlich gesagt habe ich nicht die leiseste Ahnung, Liebes.«

Mit der Reaktion ihrer Mutter stimmte wirklich etwas ganz und gar nicht.

»Mum, gibt es da irgendetwas, das du mir verschweigst?«, bohrte Stella nach und spähte dabei zu Jack hinüber, der alle möglichen Grimassen schnitt, weil er herauszufinden versuchte, was da genau gerade vor sich ging.

»Nein, Liebes, nichts.«

Stella nickte. Sie war misstrauisch. Das Gefühl der Verunsicherung, das sie überkommen hatte, gefiel ihr ganz und gar nicht. »Okay. Wir sind in etwa drei Stunden bei dir.«

»Fahrt nicht zu schnell«, mahnte ihre Mutter.

»Das Risiko besteht bei der derzeitigen Verkehrslage wohl eher nicht«, erwiderte Stella und fügte dem einen Abschiedsgruß hinzu.

Als sie das Gespräch beendet hatte, wollte Jack wissen: »Wo ist dein Vater denn?«

Kopfschüttelnd warf Stella das Telefon in ihre Handtasche. »Das weiß meine Mutter nicht.«

Jack gab ein ungläubiges Lachen von sich. »Das ist ja total absurd. Dein Vater haut bestimmt nicht einfach so ab, oder?«

Stella breitete hilflos die Hände aus. »Anscheinend doch.«

Jack sah aus, als wolle er noch etwas sagen, wurde aber durch das Auto hinter ihnen abgelenkt, das zum Überholen ansetzte, weil Jack nicht sofort weitergefahren war, um die entstandene Lücke zu füllen, als sich die Blechlawine um eine Autolänge nach vorn bewegte.

»Ich habe dir gleich gesagt, wir hätten die Autobahn nehmen sollen«, murmelte er.

Ungläubig schüttelte Stella den Kopf. Sie hatte die Fernstraße vorgeschlagen, und sie konnte einfach nicht glauben, dass sich Jack seine Bemerkung nicht verkniffen hatte, wo sie doch gerade völlig durch den Wind war, da ihr Vater verschwunden war.

Eine Weile fuhren sie schweigend weiter. Die Luft im Auto heizte sich auf, weil ihre schwache Klimaanlage es nicht schaffte, sich gegen die aufgehende Sonne durchzusetzen.

Stella und Jack hatten sich heute schon einmal gestritten, und zwar als Stella zugegeben hatte, dass der Gedanke daran, Sonny wiederzusehen, sie nervös machte.

Sie befanden sich auf dem Weg nach Cornwall, da sie ihren dreizehnjährigen Sohn abholen wollten. Stella hatte ihn für vierzehn Tage zu ihren Eltern geschickt, als sie sich keinen Rat mehr wusste.

Jack hatte geseufzt, und nach Stellas Empfinden hatte seine Antwort ziemlich herablassend geklungen: »Na ja, so

weit hätte es gar nicht erst kommen dürfen! Wir hätten das Ganze zu Hause angehen müssen.«

»Das sagst du bereits die ganze Zeit, Jack, aber du warst doch gar nicht dabei. Du bist schließlich nie da, wenn er sich total unmöglich aufführt. Du kreuzt erst um halb acht auf, wenn er sowieso bald ins Bett muss.«

»Ich kreuze auf?«

Gerade wollte Stella das bestätigen, dieses Gespräch hatten sie allerdings schon tausendmal geführt. Während der letzten paar Wochen hatten sie praktisch kein anderes Thema gehabt. Unzählige Male hatte sie versucht, ihrem Mann zu verklickern, wie sehr es sie frustrierte, dass sie ihren dreizehnjährigen Sohn einfach nicht vom Smartphone wegbekam. Ständig musste sie überwachen, dass er auch ja seine Hausaufgaben machte, und gleichzeitig ihre eigenen Deadlines einhalten, die immer enger getakteter wurden, und dieser Stress nahm ständig zu. Bis zu dem Abend, als Sonny so schlimm geflucht hatte, hatte er sich vorgeblich seinem Physikprojekt gewidmet, dabei aber einfach nur sein Smartphone hinter seinem Pappmascheegebilde versteckt. Stella war wütend geworden und hatte ihm das Telefon aus der Hand gerissen, dann hatte sie das Spiel gelöscht, das er gerade spielte, und alle anderen gleich mit. Sie hatte das Passwort für ihr iTunes-Konto neu eingestellt, sodass er nichts mehr herunterladen konnte.

»Du Bitch!«, hatte Sonny seine Mutter angeschrien und danach sofort starr auf den Boden geschaut.

»Wie bitte?«

Schweigen.

»Du entschuldigst dich – auf der Stelle!«, hatte Stella

ihm befohlen, wobei sie die Hände in die Hüften gestemmt und die Augen weit aufgerissen hatte.

Schweigen.

Es war, als hätte jemand die Zeit angehalten.

»Entschuldige dich.«

Nichts.

Stella spürte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. »Wenn du mich nicht um Verzeihung bittest, Sonny, und zwar, bevor ich bis drei gezählt habe, dann ...«

Diese Worte kamen fast automatisch aus ihrem Mund. Als wäre sie so müde und gestresst, dass sich ihr Gehirn an eine Zeit erinnert hatte, in der sie sicher sein konnte, immer die Kontrolle zu haben. An eine Zeit, in der ein kleiner Sonny übereifrig gewesen war, sich zu entschuldigen, wenn das bedeutete, dass er nicht bestraft werden würde.

Jetzt hatte Stella nicht die geringste Ahnung, was sie tun würde, wenn sie bis drei gezählt hatte. Sie hätte das Löschen der Apps als Druckmittel verwenden sollen, aber dafür war es nun zu spät, und ihr blieb nichts anderes übrig, als zu zählen. »Eins.«

Sonny hatte den Blick weiter auf den Boden geheftet.

Bitte entschuldige dich doch einfach.

»Zwei.«

Sonny spannte die Kiefermuskeln an.

Stella atmete durch die Nase ein. Kurz zog sie ein »Zweieinhalb« in Erwägung, wusste jedoch, dass sie damit nur um ihrer selbst willen das Ganze hinausgezögert hätte.

»Drei«, sagte sie.

Sonny sah auf, starrte ihr direkt in die Augen. Dann ver-

zogen sich seine Mundwinkel in einem ganz leichten verächtlichen Zucken, und sein Gesichtsausdruck schien zu sagen: »Na, was machst du jetzt, Mum?«

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Stella das dringende Bedürfnis verspürt, ihm eine Ohrfeige zu verpassen. Dazu war es nicht gekommen. Aber in diesem Augenblick mochte sie ihren Sohn kein bisschen. Sie wusste beim besten Willen nicht, was sie mit ihm anfangen sollte. Deswegen hatte sie sich umgedreht und war mit erhobenen Händen gegangen, wobei sie gesagt hatte: »Weißt du was, das hier ist mir einfach zu dumm.« Sie musste an ihre eigene Kindheit zurückdenken. Sie stellte sich vor, was wohl geschehen wäre, wenn sie ihren Vater so angesehen hätte, wie Sonny das gerade bei ihr getan hatte. Einfach unvorstellbar. Der Gedanke daran ließ sie innehalten und sich umdrehen. Ihr Blick fiel auf Sonny, der immer noch selbstzufrieden auf den Teppich heruntergrinste. »Du kannst ja nach Cornwall fahren. Ein paar Wochen bei Granny und Grandpa tun dir bestimmt gut.« Ihr Vater jedenfalls hatte sich früher nie irgendwas von Jugendlichen gefallen lassen.

Deswegen waren sie also jetzt vierzehn Tage später auf dem Weg nach Cornwall, um Sonny abzuholen. Die Morgensonne schimmerte in der Luft wie Staub, und im Wagen pulsierte die Anspannung geradezu.

Stella musterte von der Seite Jacks Profil. Er hatte den Blick starr auf den langsam vorankriechenden Verkehr vor sich gerichtet. Es gefiel ihr ganz und gar nicht, dass er sie unterbrochen hatte, als sie erklärte, sie sei nervös wegen des Wiedersehens mit Sonny, weil sie normalerweise mit ihrem Mann alles besprach. Jack war derjenige, der da-

für sorgte, dass es ihr besser ging, und mit ihr gemeinsam überlegte, wie sie mit bestimmten Situationen umgehen sollte. Auf ihn konnte sie sich immer verlassen.

Normalerweise stritten sie sich wegen solcher Angelegenheiten nie, und Jack überließ Stella die Führung in Erziehungsfragen. Aber offensichtlich hatten sie beide im Moment so viel zu tun, waren durch ihre Arbeit abgelenkt, und ihre Kinder waren gerade besonders schwierig. Und wegen der Sommerferien hatte sich keine gute Gelegenheit ergeben, über alles ausführlich zu reden. Stella hatte gedacht, sie könnten das vielleicht während der fünfstündigen Fahrt nachholen, doch nun schien alles von dem plötzlichen mysteriösen Verschwinden ihres Vaters überschattet.

Stella starrte aus dem Fenster und wiederholte innerlich immer wieder den einen Satz: »Dad ist verschwunden.« Aber diese Information wollte ihr einfach nicht in den Kopf. Stella wollte nicht wahrhaben, was geschehen war, denn das hätte viel zu viele Fragen aufgeworfen.

Der Verkehr kam wieder in Gang.

Stella fühlte sich völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie zog ihr Handy hervor, um sich abzulenken, allerdings fiel ihr dann sofort wieder ein, dass sie noch auf eine E-Mail betreffs einer Deadline antworten sollte, doch dazu fehlte ihr im Moment die Energie. Sie starrte ihr Mobiltelefon an. Der Bildschirmschoner zeigte ein Foto von Sonny und Rosie, wie sie sich gerade Milchshakes mit einer dicken Sahnehaube samt Schokoflocken und Oreo-Kekschen schmecken ließen. Das Bild war an Rosies Geburtstag aufgenommen worden, nach der Schule. Nach der Aufnahme hatte sich die Harmonie rasch verflüchtigt, weil

Sonny Rosies Gesicht angeblich unabsichtlich in die Sahne gedrückt hatte, aber es war nur selten möglich, ein Foto zu machen, auf dem beide in die Kamera lächelten. Stella schaltete ihr Smartphone aus und steckte es in die Tasche zurück. Es machte ihr Angst, dass sie nicht genau sagen konnte, ob sie ihren eigenen Sohn jetzt wiedersehen wollte oder nicht. Sie stellte sich die Szene vor – würde er überhaupt die Treppe herunterkommen, um sie zu begrüßen? Dann dachte sie an den leeren Platz auf dem Sofa, wo ihr Dad immer saß, und sie spürte, wie ihr ein wenig schwindlig wurde. Als wäre ihr Gehirn nicht dazu in der Lage, diesen ganzen Stress abzuspeichern. Sie presste sich die Handteller an die Schläfen.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Jack mit einem Seitenblick auf seine Frau.

»Ich weiß nicht.« Stella atmete einige Male tief ein, um sich zu beruhigen.

Jack runzelte die Stirn. Stella wusste sonst alles.

»Musst du dich übergeben?« Er klang leicht panisch. »Brauchst du einen Becher?«

Sie lachte unwillkürlich. »Nein, ich brauche keinen Becher.«

Im nächsten Moment schrie Rosie vom Rücksitz: »Ich muss mal.«

Das holte Stella in die Gegenwart zurück. Ihr kurzes Abdriften wurde von der dringenden Notwendigkeit gestoppt, ihren elterlichen Pflichten nachzukommen. »Schau, da vorne ist eine Tankstelle«, erklärte sie und wandte sich um, um Rosie zu beruhigen. Dann drehte sie sich wieder zu Jack hin. »Alles okay«, fügte sie hinzu, damit er nicht

mehr so nervös und besorgt dreinschaute. »Völlig okay. Dad kann gar nicht weit weg sein. Wie du schon sagst, haut er bestimmt nicht einfach so ab, deswegen kann es auch gar nicht so schwer werden, ihn zu finden.« Als Jack auf den Raststättenparkplatz einbog, machte sie sich bereit, ihren Gurt zu lösen. »Wir finden ihn schon. Dann nehmen wir Sonny mit. Und fahren nach Hause. Es wird sich alles fügen.«

3. Kapitel

Die bevorstehende Ankunft ihrer Tochter machte Moira ganz nervös. In Stellas Gegenwart war sie das immer ein wenig, fühlte sich auf dem falschen Fuß erwischt und kam sich total übereifrig vor, nur weil sie sich Gedanken darüber machte, was sie alles zusammen unternehmen konnten. Wollten die Kinder zum Beispiel zur neuen großen Modelleisenbahn, denn dafür brauchte man Tickets, die bloß schwer zu bekommen waren, und ohne musste man Ewigkeiten anstehen? Wenn Stella darauf antwortete: »Mach dir keine Sorgen, das wird schon alles. Wir entscheiden uns einfach, wenn wir da sind«, spürte Moira, wie sich in ihrem Innersten alles bis zur völligen Anspannung zusammenzog – sollte sie nun Karten besorgen oder nicht? Wenn die vier dann ankamen, stürmten sie das Haus und das Chaos war perfekt. Sie aßen den Kühlschrank leer, verteilten Sand überall auf dem Teppich und öffneten innerhalb von Minuten mehr Weinflaschen als Moira und Graham in einem ganzen Monat. Sehr oft zog sich Moira zum Aufräumen in die Küche zurück, weil die geballte Energie der vier ganz einfach zu viel für sie war. Wie oft hatte sie sich an Weihnachten um den Abwasch gekümmert und währenddessen einer von Stellas Geschichten zugehört, die diese mit lauter und selbstsicherer Stimme vortrug. Dabei hatte sie sich insgeheim

gewünscht, sie könnte auch nur annähernd so voller Energie wie ihre Tochter sein.

Jetzt, als Moira in der Küche stand, sich einen Tee kochte und bei jedem Geräusch in Richtung Auffahrt startete, weil sie glaubte, es wären ihre Gäste, musste sie daran denken, wie die Erinnerung an die wenigen Urlaube mit Stella zu einer kurzen, lauten und verzerrten Momentaufnahme verschwommen waren.

Sie nahm eine ihrer Emma-Bridgewater-Teetassen vom Haken. Die Sammlung war über einige Jahre entstanden: Jeder schenkte ihr zum Geburtstag und zu Weihnachten eines der dekorativen Stücke, weil sie einmal beim Durchblättern einer Zeitschrift ein flüchtiges Interesse an der Marke bekundet hatte. Inzwischen besaß sie fast schon zu viel von dem Zeug, wusste aber einfach nicht, wie sie das ihren Angehörigen beibringen sollte. Als sie die Küche renovieren ließ, hatte sich Moira kurz überlegt, alles wegzupacken. Doch sie hätte die Fragen nicht ertragen, hatte sich die vorwurfsvollen Blicke der anderen vorgestellt, die besagten, dass sie die Geschenke wohl nicht mehr mochte – falls das überhaupt jemals der Fall gewesen war. Das konnte sie nicht mit Sicherheit sagen. Es war einfach zu dem geworden, was sie für die anderen darstellte: »Mum, dieses Porzellan magst du doch so gern.« Wenn sie sich in dieser Beziehung änderte, würde das zu mehr verletzten Gefühlen und Verwirrung führen, als sie verkraften konnte.

Der Wasserkocher klickte, da das Wasser heiß genug war. Sie goss sich die Tasse drei viertel voll, drückte ganz kurz einen Teebeutel hinein und fügte eine ordentliche

Ladung Milch hinzu – viel zu viel für Stellas Geschmack, das durfte Moira später nicht vergessen.

Draußen wurde es wärmer. Moira lehnte sich nach vorn und öffnete das Küchenfenster, wodurch sich das Zimmer mit dem betäubenden, ganz eigenen Aroma des Jasmins füllte, der sich aus einem großen Topf neben der Haustür an der Pergola emporrankte. Moira stand da und inhalierte den Duft. Die Hüfte hatte sie an ihre Anrichte mit dem schönen neuen zartrosa Marmor gelehnt – eine sehr teure Anschaffung, über die Graham missbilligend geäußert hatte, sie wolle einfach nur eine Veränderung. Doch Moira war ganz verliebt in ihre Anrichte. Der Duft des Jasmins wirkte betörend auf sie. Er ließ den Wunsch in ihr aufkeimen, sofort das ganze Porzellan zusammenzupacken und sich diese schicken handgemachten Tassen zu kaufen, die sie in einer Galerie im Ort gesehen hatte. Mit goldfarbenen Henkeln und Streifen in knalligem Türkis.

Die würde Graham unglaublich hässlich finden.

Und Stella würde sich über sie lustig machen.

Vielleicht aber auch nicht. Moira hielt inne. Vielleicht fände Stella eine Tasse mit goldenem Henkel sogar schön. In kleinen Schlucken trank Moira ihren Tee und dachte kurz darüber nach, ob sie ihre Tochter überhaupt noch kannte. Die Unterhaltung am Telefon, während der Stella vorgefühlt hatte, ob sie Sonny für zwei Wochen nehmen würde, war das erste Mal gewesen, dass Stella sie in den letzten Jahren um irgendetwas gebeten hatte. Für einen kurzen Moment hatte Moira Genugtuung empfunden und sich auch geschmeichelt gefühlt, Stella jedoch wohlweislich nicht gefragt, was denn vorgefallen sei. »Aber natür-

lich, Liebes. Wenn du willst, können wir uns in Exeter treffen, dann brauchst du nicht den ganzen Weg zu fahren. Ich habe gerade das Gästezimmer neu tapeziert – ein wunderschönes goldfarbenes Muster. Wusstest du, dass man jetzt bei TK Maxx Tapeten bekommt? Da kann Sonny schlafen. Dann hat er sein eigenes kleines Reich.« Vor lauter Nervosität hatte sie immer weitergeredet, weil sie nicht neugierig sein wollte.

Dabei brannte sie insgeheim darauf zu erfahren, was da vor sich ging. So etwas wie jetzt mit Sonny passierte der beherrschten, selbstbewussten Stella normalerweise nicht.

4. Kapitel

Stella stand in der Auffahrt. Sie war müde und verschwitzt. Das Haus ragte über ihr auf, grau und gebieterisch, und zu ihrem Erstaunen tröstete sie der vertraute Anblick. Normalerweise beachtete Stella es kaum, denn die Furcht vor dem bevorstehenden Aufenthalt lenkte sie davon ab, oder sie war zu beschäftigt damit, das Auto auszuladen, die Kinder zur Ordnung zu rufen, ihrer Mutter zuzuhören, wie diese von der Reise irgendeines Neffen aus London am Vortag berichtete – eine Fahrt, die ewig lange gedauert hatte, und war es nicht ein unglaubliches Glück, dass ihnen das nicht auch passiert war? Heute hingegen konnte sie sich an dem Ort, wo sie aufgewachsen war, gar nicht sattsehen: die großen Steinplatten, der weiße Jasmin, der förmlich über die Fenster tanzte, die knallrote Tür, die total fröhlich wirkte, eine Möwe, die krächzend auf dem Schornstein saß und dann Antwort von einer anderen bekam, die auf dem weitläufigen Rasen herumstolzierte. Das Mammutblatt konnte man zwischen dem Haus und der alten Garage gerade so erkennen. Die Garage sah heruntergekommener aus als jemals zuvor, aber sie stand noch, samt ihrem Wetterhahn, der klemmte und immer Richtung Süden zeigte. Dann gab es da noch den entzückenden kleinen Mandelbaum neben der Küche, die beiden vom Wind ganz zerrauften Palmen und die rostige Bank einige

Meter vom Klippenrand entfernt, von der aus man eine unverstellte Aussicht auf das Meer hatte.

Irgendwie machte dieser Blick die Tatsache, dass ihr Vater die Familie verlassen hatte, weniger vage. Die Aussicht verband das ganze Debakel mit der Realität, mit den ihr vertrauten Backsteinen, dem Mörtel. Als sich Stella jetzt wieder dem Haus zuwandte, erfüllte es sie mit Erleichterung, dass sich nicht alles verändert hatte.

Doch schließlich öffnete sich die Haustür, und Stella war einen kurzen Moment lang vom Anblick ihrer Mutter dort im Türrahmen verblüfft. Noch nie zuvor hatte sie sie eine Jeans tragen sehen, und schon gar kein hautenges Paar, an dessen einem Bein sich eine aufgestickte Efeuranke entlangwand. Auch die Haare hatte sie sich machen lassen, und irgendjemand musste ihr beigebracht haben, wie man teures Make-up richtig auftrug.

Ihre Mutter sah völlig verändert aus. Warum war das Stella nicht vor vierzehn Tagen aufgefallen, als sie Sonny bei ihren Eltern absetzte? Weil es damals in Strömen geregnet hatte, wurde ihr bewusst. Moira hatte ihren Regenschirm bis obenhin zugeknöpft, und Sonny hatte sich geweigert, ins Haus zu gehen, wo sie alle zusammen hätten Kaffee trinken können. Stattdessen war er davongestürzt und hatte sich auf dem Beifahrersitz von Moiras Volvo verkrochen.

Beim Anblick ihrer Mutter war sich Stella nicht ganz sicher, was sie jetzt tun, wie sie sie begrüßen sollte. Sie versuchte sich ins Gedächtnis zu rufen, was sie normalerweise sagte. Als ihr das jedoch nicht gelang, begriff sie, wie wenig sie sie normalerweise wahrnahm. Wie sehr ihre

Mutter einfach im Hintergrund verschwand, wie das Rauschen ihres Geplauders.

Letzten Endes war es Moira, die die Führung übernahm. Sie lief über den Kiesweg, drückte ihrer Tochter kurz den Arm und küsste sie dann auf die Wange. Sie duftete nach einem teuren, intensiven Parfum. Nicht mehr nach dem üblichen kurzen Sprühstoß von einem x-beliebigen Katalogprodukt. »Hallo, Liebes. Wie war denn die Fahrt?«

»Ach, eigentlich ganz okay«, erwiderte Stella. Nachdem sie ihre Mutter von oben bis unten gemustert hatte, fügte sie hinzu: »Toll siehst du aus! Ist die Jeans neu?«

Moira errötete leicht, als sie antwortete. »Na ja – du weißt schon. Die habe ich mir aus einer Laune heraus gekauft.«

»Gibt es denn etwas Neues von Dad?«, wollte Stella wissen.

Moira schüttelte den Kopf, sodass ihre flammend roten Highlights im Sonnenlicht tanzten. »Ich habe dir alles schon am Telefon gesagt.«

Stella war kurz davor, ihre Mutter zu fragen, warum sie denn gar nicht besorgt wirkte. Da entdeckte sie Sonny, der mit gesenktem Kopf im Schatten des Türrahmens herumhing. Sie schluckte. Er sah auf und schob sich den überlangen Pony von den Augen. Stella machte einige Schritte vorwärts, wobei sie die Sonnenbrille abnahm, um ihren Sohn besser sehen zu können. Sonny hatte die Augen zusammengekniffen und sah besorgt aus, seine Haut wirkte aschfahl.

Sie erreichte ihn. »Alles in Ordnung bei dir?«

Er nickte.

»Bist du sicher?«

Er nickte wieder.

In den vergangenen zwei Wochen hatte sie ihn vermisst, aber als sie jetzt voreinanderstanden, wusste Stella nicht genau, was sie tun sollte. Sich entschuldigen, weil sie ihn hergeschickt hatte? Eine Entschuldigung von ihm verlangen? Ihn umarmen oder stehen bleiben, wo sie war, da sie seine Ablehnung fürchtete? Aus einigen Jahren Erfahrung wusste sie, dass es sich hier um eine Situation handelte, in der man als Elternteil darüberstehen musste. Sie durfte sich nichts von ihrer Angst vor einer möglichen coolen Zurückweisung ihres Kindes anmerken lassen. Deswegen zwang sie sich dazu, einfach so zu tun, als machte es ihr nichts aus. Sie legte ihm einen Arm um die Schultern, zog seinen steifen Körper zu sich heran und küsste ihn auf die fettigen Haare. »Hallo, du Idiot.«

Er grunzte irgendetwas.

Aber er zog sich nicht zurück.

Stattdessen hob er die Hand und berührte sie am Arm. Drückte ihn kurz.

Dann machte er einen Schritt rückwärts.

Für Stella war das genug, jedenfalls für den Augenblick. »Warum bist du denn so blass?«, erkundigte sie sich.

»Ich mache mir Sorgen. Wegen Grandpa«, gab er zurück, als wäre es unglaublich dumm von ihr, diese Frage überhaupt zu stellen.

»Oh.« Sie war konsterniert über seine Reaktion. Stella ging ziemlich fest davon aus, dass das Einzige, was Sonny im vergangenen Jahr in irgendeiner Form berührt hatte, Rosies Missgeschick mit seinem iPhone gewesen war. Damals hatte das Display einen Sprung abbekommen.

Sie sah auf und stellte fest, dass Jack das Ganze mitverfolgte. Er hatte so viele Taschen wie möglich auf einmal aus dem Auto geschleppt und stand da wie ein Packesel. Als er bemerkte, dass sie ihn gesehen hatte, setzte er sich sofort in Bewegung und sagte: »Hilf mir doch mal, Sonny.«

Sonny nahm sich die größte Tasche, bekam sie allerdings kaum vom Boden.

Jack und Stella tauschten einen Blick, als würden sie sich fragen, wie es ihnen gelungen war, einen so verweichtlichten Kerl großzuziehen. Dann küsste Jack Moira auf die Stirn, als er an ihr vorbeiging. Dabei sagte er: »Gut siehst du aus, Moira. Das mit Graham tut mir leid.«

»Hallo. Danke, mein Lieber. Ja, eine sehr unangenehme Sache. Wie geht es dir? Alles in Ordnung in der Arbeit?«

»Alles wie immer. Ich kann mich nicht beklagen«, gab Jack zurück, während er unter der Last des Gepäcks fast zusammenbrach.

»Gib mir doch ein paar von diesen Taschen.«

»Nein, nein.« Jack bewegte die Finger der Hand, die den Griff umklammerte, und ließ sich nicht helfen. »Ich schaffe das schon.«

»Er mag es, seine Belastung so konkret zu spüren«, witzelte Stella.

Ihr Mann fand ihre Bemerkung nicht ganz so lustig, wie sie gehofft hatte. Er hob nur die Augenbrauen und ging dann aufs Haus zu.

»Das war ein Witz«, murmelte Stella und ging wieder zum Auto, wo sie mit ihrer Mutter Rosie holen wollte. Diese saß immer noch angegurtet im Kindersitz, die Augen

starr auf das Display ihres iPads gerichtet. Sie hatte noch nicht einmal mitbekommen, dass sie ihr Ziel erreicht hatten.

»Diese Geräte sind doch einfach ein Geschenk des Himmels, wenn man eine lange Reise vor sich hat«, kommentierte ihre Mutter mit einer Geste in Richtung iPad.

Stella nickte und dachte darüber nach, wie sehr sie sich als Kind eine ähnliche Ablenkung auf langen Autofahrten gewünscht hätte. Wie sie auf dem Rücksitz des rotbraunen Vauxhall Cavalier durch ganz Europa gegurkt waren und die Frage »Sind wir bald da?« verboten gewesen war.

Einmal hatte der Motor kurz vor Madrid überhitzt, die Klappe hatte sich verklemmt, ihr Vater hatte einen Wutanfall bekommen, und Stella hatte ihre verschwitzten Beine langsam von dem heißen Plastik ablösen und sich auf eine Grasnarbe am Straßenrand setzen müssen. Die Mittagshitze hatte unbarmherzig auf sie herabgestrahlt, aber Stella wollte einfach nur dem Zornesausbruch entkommen. Sie hatte sich einen Sonnenstich geholt, was ihren Vater total aufbrausen ließ, denn nun verspäteten sie sich noch mehr als ohnehin schon und verpassten den großen Teil eines Sportwettbewerbs, den er unbedingt hatte sehen wollen. In ihrer Kindheit ging es in den Ferien immer darum, wo gerade die Welt- oder die europäischen Meisterschaften im Schwimmen stattfanden, ganz abhängig davon, welche Sportler ihr Vater, ein ehemaliger olympischer Schwimmer und Trainer des britischen Teams, gerade betreute. Kein einziges Wochenende, kein einziger Urlaub verging, ohne dass das Schwimmen irgendwie eine Rolle gespielt hätte. »Wenn das Jahr 365 Tage hat, bedeutet das 365 Tage Training.« Deswegen begleiteten sie ihn, um überhaupt Zeit

mit ihm verbringen zu können, obwohl er stets beschäftigt und die meiste Zeit über schlecht gelaunt war. Wenn sich seine Sportler beschwerten, sie hätten zu viel und zu hart trainieren müssen und wären müde, schaute er sie mit seinem berüchtigten spöttischen Blick unter halb geschlossenen Augenlidern hervor an und sagte: »Schlafen ist nicht drin.« Als Kind hatte Stella ständig mit dem Gedanken gespielt, das irgendwann einmal zu ihm zu sagen, wenn er sie abends ins Bett steckte. Bei der Vorstellung, das wirklich zu tun, spürte sie nach wie vor den Adrenalinstoß von damals. Aber wegen der Bestrafung, die unweigerlich gefolgt hätte, hätte sich eine solche befreiende freche Bemerkung nicht gelohnt.

Über ihnen verschwand jetzt die Nachmittagssonne hinter einer schmalen Wolkendecke am ansonsten blauen Himmel. Stella konnte das tiefe Summen der Bienen im Lavendel hören, ebenso wie einen Traktor, der dröhnend die Landstraße hinunterfuhr. Sie fragte sich, was wohl diese detaillierten Kindheitserinnerungen bei ihr ausgelöst hatte. Sie wollte sich doch möglichst wenig an diese Zeit erinnern. Sie hätte der Hitze im Auto zusammen mit dem Geruch der Süßigkeiten für die Fahrt die Schuld geben können, dem Gestank von schalem Erbrochenem, doch sie wusste, dass es ganz einfach an der Situation lag, daran, dass ihr Vater nicht da war. An seiner Abwesenheit, die Stella zum Innehalten zwang.

Sie fühlte sich unbehaglich deswegen. Eine Ablenkung durch unwillkommene Erinnerungen brauchte sie nun wirklich am allerwenigsten. »Rosie!«, rief sie, und zwar ein bisschen zu scharf.

Rosie schaute von ihrem iPad auf und wirkte fast überrascht, als sie feststellte, dass sie bei ihren Großeltern angekommen war. »Grandma!«, quietschte sie, löste den Gurt und warf sich quer über den Sitz in eine innige Umarmung mit Moira. Eine Sekunde lang beneidete Stella ihre Tochter um deren Fähigkeit, jede beliebige Situation so zu nehmen, wie sie war, sich völlig sorglos anderen Leuten in die Arme zu werfen und davon auszugehen, man würde ihre Umarmung erwidern. Sie beobachtete die beiden, wie sie sich langsam aufs Haus zubewegten. Rosie hatte ihre Hand in Moiras geschoben, während sie sagte: »Meine Barbie hat auch eine solche Jeans, Grandma.«

Als sie sah, wie Moira wieder errötete, musste Stella ein Lachen unterdrücken. Das Outfit ihrer Mutter faszinierte sie. Die schwarz-weiß gestreifte Bluse stammte ganz eindeutig immer noch von Marks & Spencer, doch es wirkte, als hätte sich ihre Mutter aus der üblichen in die Designerabteilung gewagt. Am Kragen befanden sich einige Rüschen, und die herabhängende Seide wirkte schwer und teuer. Dieses Oberteil war nicht von der Stange. Und dann das Haar: wie immer rot, aber irgendwie intensiver rot. Es strahlte förmlich. Stella schaute genauer hin, während sie ihrer Mutter und Rosie ins Haus folgte. Die Sonne ließ verschiedene Kupferschattierungen aufleuchten – das war keine billige Färbung, die man einfach so im Bad selbst machte. Es war schwer, sich vorzustellen, dass ihre Mutter für so etwas Lächerliches wie einen Haarschnitt und eine neue Farbe Geld ausgab. Stella hatte durchaus erlebt, dass sich ihre Mutter etwas gönnte, aber das war immer nur dann der Fall gewesen, wenn Moira den Anlass für angemessen

hielt – ein schickes neues Kleid für die alljährliche Sommerparty, einen Saphirring zu einem runden Geburtstag. Hätte man sie auf der Straße angehalten und dazu befragt, hätte sich ihre Mutter stets im Recht gefühlt und eine plausible Begründung vorbringen können. Haarprodukte, Kleidung und Make-up hätten normalerweise zu den sparsam veranschlagten Anschaffungen gehört. Wenn man sich im Kaufhaus einen Lippenstift kaufte, erntete man dafür ein missbilligendes Schnalzen von Moira.

Und dabei ging es gar nicht ums Geld. Stellas Meinung nach suchte sich ihre Mutter einfach Dinge, die sie missbilligen konnte, bloß um etwas zu tun zu haben.

Stella sah, dass die Generalüberholung weit über die Garderobe ihrer Mutter hinausging. Ungläubig starrte sie auf das Erdgeschoss, in dem ein Wanddurchbruch vorgenommen worden war. Langsam fragte sie sich, ob es nicht eher darum ging, was sich *nicht* verändert hatte. »Wow!«, rief sie aus, während sie von ihrer Position aus den ganzen weiten Raum auf sich wirken ließ. Sie schaute dorthin, wo früher die Tür zur Küche gewesen war. »Ich wusste ja, dass du das machen lassen wolltest, aber ich glaube, es war mir nicht bewusst, dass es so aussehen würde.« Vor ihr lag das Wohnzimmer mit den Holzbalken an der Decke, die man nun gut sehen konnte. Und statt des Kamins gab es da einen modernen Holzofen. Die Wände, die früher in einem gediegenen Magenta und Grün gehalten waren, hatten einen ganz neuen Anstrich in elegantem warmem Mittelgrau bekommen. Durch die ganz aus Fensterglas bestehende Wand des ehemaligen Esszimmers strömte Sonnenlicht ins Haus, das nicht länger von schweren Samt-

vorhängen blockiert wurde. Jetzt hing da nur noch eine leichte weiße Musselingardine, und der Blick auf die See, die das Haus umgab, war unverstellt.

Moira runzelte die Stirn. »Ich habe dir doch aber Bilder geschickt?«

Stella nickte. »Ja, stimmt.« Hatte sie sich diese Fotos überhaupt angeschaut? Es war so einfach, Nachrichten ihrer Mutter zu ignorieren.

Stella senkte den Blick. Die »Hier drinnen bitte keinen Rotwein«-farbenen Teppiche waren verschwunden, was den Blick auf wunderschön geschliffene Bodenbretter freigab, über die sich ein riesiger Sisalteppich erstreckte. Und neben ihr hatte man den alten Kieferküchenschränken einen Shaker-Stil verpasst, außerdem gab es einige leicht aufdringlich glänzende Marmorflächen. Alles entsprach auf fast schmerzhaft Weise den Bildern im *Country Living*-Magazin. Wenn sich Stella nun ihren Vater vorstellte, wie er still in seiner Ecke saß und auf dem Fernsehbildschirm ohne Ton Snooker-Wettkämpfe verfolgte, wirkte das wirklich ein wenig veraltet.

»Sonny!«, quietschte Rosie, ließ die Hand ihrer Großmutter los und warf sich mit vollem Körpereinsatz auf ihren Bruder, der mitten im Wohnzimmer stand, den Kopf über sein Handy gebeugt. Die sackartigen Ärmel seines Kapuzenshirts hingen formlos herunter. Er fing den Stoß ab wie eines dieser Spielzeuge mit Kugelbasis, die einfach nicht umfallen. Als ihn Rosie fest umarmte, gelang es Sonny, seiner Schwester den Kopf mit der einen Hand zu tätscheln, die er nicht für sein iPhone brauchte.

Stella blieb im Flur stehen. Sie atmete laut aus, weil sie

ihm das verdammte Teil am liebsten aus der Hand gerissen hätte. *Umarme deine Schwester*, wollte sie schreien. Sonny fing ihren Blick auf, und Stella zog die Augenbrauen hoch, woraufhin er eine Grimasse schnitt. Es war, als hätte jemand die Wiederholungstaste gedrückt. Immer dasselbe. Er schaute weg, steckte das Telefon in die Hosentasche und umarmte seine Schwester, nur ganz kurz und auch nicht besonders begeistert.

Stella musste an ihre letzte *Stella mit dem Schandmaul*-Kolumne denken. Darin hatte sie geschrieben:

»Das Problem mit dem Muttersein ist, dass man manchmal nicht selbstlos sein *möchte*. Manchmal will man seinem Sohn einfach sagen, dass man ihn nicht besonders gut leiden kann. Aber sofort, wann immer einem dieser Gedanke kommt, meldet sich diese nervige innere Stimme, die sagt, das ist allein deine Schuld. Du hast dafür gesorgt, dass er sich so benimmt, du hast ihn verzogen und nicht durchgegriffen, du hättest ein solches Benehmen im Keim ersticken müssen. An diesem Punkt muss der gesunde Menschenverstand das Kommando übernehmen und einen daran erinnern, dass er ein Teenager ist und dass es wirklich sein Fehler ist, ja, seiner! Der gesunde Menschenverstand zeigt sich in vielen verschiedenen Gestalten. Und deswegen hat Gott nicht nur den Eisprung erfunden, sondern auch den Weißwein.«

Stella sah dabei zu, wie die kleine Rosie, völlig unbeeindruckt von Sonnys mangelnder Begeisterung, ihr seine Zuneigung zu zeigen, ihren Bruder am Sackärmel zerrte, als sie einen schwarz-weißen Border Collie entdeckte, der seinen Kopf hinter dem riesigen grauen Sofa hervorstreckte. »Frank Sinatra!«, schrie sie.

Stella konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Sie fragte sich, ob Rosie überhaupt wusste, dass der Hund einen Namensvetter hatte. Die Fotos von dem neuen Haustier, die ihre Mutter ihr geschickt hatte, hatte sich Stella sogar angesehen, allerdings eher aus Unglauben, denn sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass man ihr als Kind einen Hund erlaubt hätte – sie erinnerte sich, wie sie beim Fernsehen als Kind auf einer alten Decke hatte sitzen müssen, damit sie keine Flecken aufs Sofa machte. Die schlichten Kissen waren Gästen vorbehalten. Alles war immer nur gedacht, um andere zu beeindrucken. Sogar im ganz privaten Rahmen hätte es sich ihre Mutter nach dem Abendessen nie einfach so auf dem Sofa bequem gemacht. Sie war stets in Habachtstellung, denn es hätte ja jemand vorbeischauen können. Nicht die winzigste Pause gönnte sie sich.

Stellas Eindruck nach hatte ihre Mutter diese »Herrin des Landsitzes«-Figur entworfen, die alles übernahm – eine Art Reaktion auf die Tatsache, dass ihr Vater eine Sportberühmtheit war. Neunmal hatte er olympisches Gold geholt und war als Sportler des Jahres nominiert worden. Mit ihrer Rolle wollte ihre Mutter kompensieren, dass er nie zu Hause war. Als wäre es genug gewesen, ihn in den Himmel zu loben, und somit auch in Ordnung, alles für ihn zu entschuldigen. Ihre Mutter wartete ununterbrochen vol-

ler Anspannung darauf, dass er irgendwann einmal nach Hause kam. Ständig putzte und polierte sie, räumte auf und rückte alles gerade, war immer nur in Bereitschaft. Was allerdings reine Zeitverschwendung war, denn er nahm nichts davon wahr, sondern interessierte sich lediglich für die Schwimmrekorde des Tages – die erschienen auf unzähligen Papierbogen, die das Chaos bloß noch vergrößerten.

Jetzt schaute Stella dabei zu, wie der Hund Sonny das Gesicht ableckte. Rosie kicherte. Ihrer Mutter gab es vor Eifersucht einen Stich, als sie feststellen musste, dass ein so entspanntes Verhalten in diesem Wohnzimmer überhaupt möglich war.

Stella ging zum Sofa hinüber, setzte sich auf die Lehne und kraulte kurz dem Hund den Rücken. Die ganze Zeit beobachtete sie Sonny, wandte keinen Moment den Blick von ihm ab, weil sie ja eine Weile getrennt gewesen waren. Sie erkannte seine Nase wieder, stellte fest, dass seine Augen immer noch funkelten, wenn er ganz selten einmal lachte. Es stimmte nicht, dass sie ihn nicht leiden konnte. Sie liebte ihn. Auch wenn es vielleicht ein nerviger Elternspruch war, aber sie würde ihr Leben für ihn geben. Es war einfach nur so, dass er sie noch in den Wahnsinn trieb. Dass sie sich unglaublich ärgerte, wenn er etwas tat, von dem sie wusste, dass ihm klar war, er hätte es besser lassen sollen. Dass es sie total frustrierte, wenn sie mit ansehen musste, wie er sein Potenzial durch Smartphone und Playstation zunichtemachte. Dass sie enttäuscht war, wenn er genau das provokante Benehmen an den Tag legte, das sie von ihm erwartete. Und er schien stets ganz genau zu wissen,

wie er sie noch weiter reizen konnte, wie ein schmerzhaft juckender Mückenstich. Eine halbe Minute lang schien Ruhe einzukehren, dann ging alles von vorne los: dieser Juckreiz, immer wieder dieser Juckreiz.

Genau wie jetzt auch wieder. Er ließ nicht zu, dass der Hund seiner Schwester das Gesicht leckte. Dabei war es gar nicht so, dass Stella das nicht richtig fand – im Gegenteil, so eine Hundezunge war einfach bloß eklig. Aber Rosie wollte unbedingt von dem Tier abgeschlabbert werden, und Sonny beanspruchte den ganzen Spaß für sich.

»Sonny, lass Frank Sinatra auch mal bei Rosie ran!« Na also. Einer der ersten vollständigen Sätze, die sie seit ihrer Ankunft an ihren Sohn gerichtet hatte. Und nicht nur einer der dümmsten, die sie jemals von sich gegeben hatte. Darüber hinaus hatte sie sich ganz genau an ihre üblichen Kommunikationsregeln gehalten, indem sie ihm immer wieder sagte, er solle etwas anders machen.

Jack kam die Treppe hinunter, und seine hochgezogenen Augenbrauen galten Stella, als könnte er gar nicht glauben, dass es wirklich schon wieder zu Streitigkeiten kam. Er setzte sich auf die andere Seite des Hundes. Dann lehnte er sich seitwärts, boxte Sonny leicht in die Schulter und fragte leise: »Alles klar, Junge?«

Mit einem Nicken sah Sonny zu ihm auf. »Ja.«

Fast hätte Stella die Augen verdreht. Was sie da gerade gesehen hatte, stellte einen Teil des Problems dar: Für Jack und Sonny war alles so einfach, weil Jack es sich leisten konnte, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen. Er war der gute Bulle. Diese Rolle hatte er sich zu einem ganz frühen Zeitpunkt mühelos gesichert. Und das

machte Stella zum bösen Bullen. Lange Zeit hatte sie das auch akzeptiert – als die Kinder noch klein genug waren, dass man sie mit einer Umarmung immer rumkriegte. Jetzt aber, mit Sonny, bedeutete das eine ganz neue Rolle, als wäre man aus der Polizeiakademie in die reale Welt befördert worden – die Stöße waren schmerzhaft, und sie hörten nie auf.

Wie Sonny und Rosie überschüttete Jack den Hund mit Zuneigungsbekundungen. »Du bist ein Feiner, ein ganz Feiner bist du! – Wer nennt denn einen Hund Frank Sinatra?«, wollte er dann wissen und kraulte das Tier ausgiebig hinter den Ohren.

»Das war Mitch«, erklärte Sonny und zeigte seinem Vater einen Trick, den der Hund mit seinen Vorderpfoten vorführen konnte. Einfach fantastisch, dachte Stella. Die drei wirkten zusammen wie die perfekte Familie.

»Wer ist denn Mitch?«, erkundigte sich Jack.

»Grandmas Freund«, erklärte Sonny. »Ein Hippie.«

Es schepperte, als Moira die Kühlschranktür zuknallte.

Jack sah auf und begegnete Stellas Blick. Fragend hob er die Augenbrauen, denn die Sache faszinierte ihn. Stella reagierte darauf mit einer Grimasse.

»Wollt ihr Tee?«, fragte Moira ganz sachlich. Sie stellte ihre gepunkteten Tassen auf den Tisch und lenkte geschickt von diesem Mitch ab.

Aus dem Chor der Zustimmung stach nur eine atemlose Bitte um Kakao von Rosie heraus. Danach quietschte das Mädchen begeistert, als der Hund ihr das ganze Gesicht ableckte. »Können wir auch einen Hund haben?«, bat sie lachend.

»Das erlaubt Mum nicht«, erwiderte Sonny, ohne überhaupt aufzusehen. Zusammen mit seinem Vater verpasste er Frank Sinatra eine ordentliche Ladung Bauchkralen.

Stella seufzte. Jack sagte gar nichts. Er hatte sich immer einen Hund gewünscht, und Stella hatte jedes Mal aufs Neue Nein gesagt. Hunde stanken, fand sie, und etwas Schlimmeres als das Entsorgen riesiger Hundehaufen konnte sie sich überhaupt nicht vorstellen. Aus der Frage, warum die Familie keinen Hund hatte, war »Das erlaubt Mum nicht« geworden. Als wäre die Anschaffung eines Hundes ein Grundrecht, das sie ihnen genommen hatte. Sie *hatte* es ihnen genommen. Aber schließlich war es auch niemals ein Grundrecht gewesen. Na also, sie beherrschte den Part des bösen Bullen.

Während sie sich dafür hasste, sich wie ein Außenseiter zu fühlen, erhob sich Stella vom Sofa und half Moira mit dem Tee. »Und du bist wirklich sicher, dass hier alles in Ordnung ist?«, erkundigte sie sich dabei.

»Ja, alles bestens«, bestätigte Moira und drückte einige Knöpfe auf der Mikrowelle, um die Milch für Rosies Kakao aufzuwärmen. Dann hielt sie kurz inne und seufzte. »Aber ehrlich gesagt bin ich stinksauer – was glaubt er eigentlich, was er sich da erlaubt, einfach auf Tour zu gehen, ohne irgendjemandem Bescheid zu sagen? Den Zettel da hat er auf dem Tisch liegen lassen«, fügte sie hinzu und nickte in Richtung Essbereich, während sie eine ordentliche Portion gefüllter Kekse auf einen Teller schaufelte. Stella fragte sich, welche große Tragödie wohl eintreten müsste, damit es akzeptabel gewesen wäre, die Kekse direkt aus der Packung zu essen.

Moira steuerte den Esstisch an, wobei sie ein Tablett mit den Tassen und dem dazugehörigen Milchkännchen vor sich hertrug. Der Teller mit den Keksen balancierte auf riskante Weise obendrauf. Mit einer Geste bedeutete sie ihrer Tochter, ihr mit der Teekanne zu folgen. »Die neue Einrichtung gefällt dir also?«, erkundigte sie sich.

»Aber ja! Alles wirkt sehr hübsch, sehr luftig und leicht«, gab Stella zurück. Sie fragte sich immer noch, warum ihre Mutter über das Verschwinden ihres Vaters nicht viel mehr außer sich war. Sie hoffte, ihre Mutter wolle sich einfach nur nichts anmerken lassen und die Tapfere spielen, ansonsten wäre es einfach zu tragisch gewesen – dass er sich aus dem Staub machen konnte und ihr die neue Einrichtung wichtiger erschien, als ihn wiederzufinden. Ihr Vater war tief gestürzt.

Der Esstisch gehörte zu den wenigen Einrichtungselementen, die sich nicht verändert hatten. Allerdings war das dunkle lackierte Holz abgeschmiegelt worden, um dem Ganzen eine Art Treibholzeffekt zu verleihen. Stella fragte sich, wer das wohl erledigt und ob derjenige wohl die ganzen Kritzeleien gefunden hatte, die sie fabrizierte, während sie eigentlich Hausaufgaben hätte machen sollen. Trotzige Teenager-Graffiti, die sie mit dem Kugelschreiber in die Unterseite des Tisches rammte, während sie ihr Vater wegen schlechter Schwimmzeiten getadelt hatte. Oder wenn er wortlos eine Grafik mit ihrem Herzschlag und den dazugehörigen Berechnungen auf dem Tisch hatte liegen lassen, mit einer schwachen Bleistiftmarkierung ihrer nachlassenden Anstrengungen.

Sie stellte die Teekanne auf den Tisch und nahm den

Zettel mit der Nachricht ihres Vaters in die Hand, den dieser mit einer großen weißen Vase auf dem Tisch fixiert hatte – erstaunlicherweise handelte es sich nicht um ein Stück aus dem geliebten Emma-Bridgewater-Service ihrer Mutter. In der Vase standen frische Blumen aus dem Garten. Stella ertappte sich bei der Überlegung, ob der Strauß wohl vor oder nach dem Verschwinden ihres Vaters zusammengestellt worden war.

»Bin eine Zeit lang weg. Kein Grund zur Beunruhigung. Graham/Vater/Großvater.«

Wie merkwürdig, dass er mit drei Namen unterschrieben hatte. Stella sah zu Sonny hinüber, musste daran denken, dass er vor lauter Sorge ganz blass war, und wunderte sich darüber, dass zwischen Großvater und Enkel plötzlich eine so enge Beziehung entstanden war. Ihr kam ein leiser Verdacht, und sofort wollte sie Sonny vor all dem Interesse beschützen, das ihr Vater möglicherweise an den Schwimmfähigkeiten seines Enkels entwickelt hatte. Gleichzeitig war sie jedoch auch eifersüchtig, da sie sich einander offensichtlich so angenähert hatten. Stella schaute weg, hinüber zu dem Hund, der sich den Sitzplatz ihres Vaters gesichert hatte, und versuchte sich an das letzte Gespräch mit Graham zu erinnern. An eines, bei dem er nicht nur zum Dank für den Pullover genickt hatte, den er von ihr zu Weihnachten bekam, mit dem Geschenkgutschein in der einen und dem schlichten grauen Sweatshirt in der anderen Hand. »Prima, ja. Danke.« Zählte das als Gespräch?

Ihre Mutter goss jetzt allen Tee ein.

Stella ging zum Fenster, weil sie ein wenig Abstand brauchte. Vor ihr da draußen erstreckte sich das Strand-

panorama, wenn sie den Streifen gemähten Rasens und die Gartenmöbel hinter sich ließ. Das Wasser war genauso blau wie der Himmel, das Sonnenlicht sprühte wie Wunderkerzen von den Wellen, die sich donnernd am Strand brachen. Bei ihren Besuchen hier schaute sie kaum von diesem Fenster aus hinaus. Jedenfalls nicht für lange, höchstens, um kurz die Wetterlage zu überprüfen. Früher hatte sie stundenlang aufs Meer hinausgeblickt, vor allem im Winter, gebannt vom Anblick der gigantischen Wellen, des harschen, fast aggressiv wirkenden Schaums auf dem eiskalten Wasser. Während sie nun hinausstarrte, mit dem Lärm der Kinder und dem lauten Bellen des Hundes im Ohr, konnte Stella auf einmal das Brennen der Luft während ihrer morgendlichen Sechs-Uhr-Schwimmrunden in ihren Lungen spüren. Die Erinnerung war von einer solchen Schärfe, dass Stella eine Hand an die Brust führte.

Als sie auf ihre Finger herabblickte, erwartete sie fast, schrumpelige Stellen zu sehen, das Salz in den Augen brennen zu spüren. Es fühlte sich an, als würde sie verrückt. Das Klopfen ihres Herzens in ihren Ohren war so stark wie das Dröhnen der Wellen. Als ströme der Stress in seltsamen, lange vergessenen Flashbacks aus ihr heraus.

Jack stellte sich neben sie, in der Hand hielt er den Zettel ihres Vaters. »Was glaubst du denn, wohin ist er gegangen?«, fragte er seine Frau.

Stella schluckte. Sie konnte einfach nicht fassen, dass Jack, ohne groß darüber nachzudenken, zu ihr herübergeschlendert kam und glauben konnte, es wäre alles in Ordnung. Dass ihr schlimmer Zustand nicht von ihrem Körper ausgestrahlt wurde wie mit wild flackernden Discolichtern.

Sie riskierte einen Blick zu ihm hinüber. Er wartete ab, wirkte auf lässige Weise neugierig. Sie wandte dem See-panorama den Rücken zu, um wieder zur Normalität zurückfinden zu können. »Ich habe keine Ahnung«, antwortete sie, »aber hier ist ganz eindeutig etwas nicht in Ordnung.« Sie nickte in Richtung ihrer Mutter, die gerade Schokolade an die Kinder verteilte, und fügte hinzu: »Und es würde mich ganz und gar nicht überraschen, wenn dieser Mitch etwas damit zu tun hat.«

Jack wandte sich ebenfalls um und ließ die Szene auf sich wirken. »Glaubst du, er steckt auch hinter dieser Jeans?«

Stella lachte. Der Witz löste in ihr eine Art Erleichterung aus.

Jack legte ihr den Arm um die Schulter. »Wir finden ihn schon«, meinte er, und dabei klang seine Stimme fest und sicher.

Stella antwortete nicht. Das konnte sie nicht. In ihr stieg dasselbe Gefühl auf, das sie bereits im Auto überkommen hatte – dass ihr alles zu viel war, als müsste sie plötzlich in Tränen ausbrechen, und das durfte sie nicht zulassen. Vor allem nicht in Gegenwart ihrer Mutter. Und genauso wenig in der von Sonny. Und worüber hätte sie auch weinen sollen? Doch nicht über das Verschwinden eines Mannes, der sie regelrecht verstoßen hatte? Sie war ganz einfach müde.

In der Küche piepte ein Telefon. Ihre Mutter ging und las die Nachricht. »Der Zug deiner Schwester kommt etwa um sechs Uhr an, schreibt sie.«

»Ach, du meine Güte.« Mit weit aufgerissenen Augen schaute Stella hoch, völlig überrascht. »Amy hatte ich ganz vergessen.«

Jack runzelte die Stirn, als könnte er gar nicht fassen, wo seine Frau nur mit ihren Gedanken war. »Wie konntest du denn Amy vergessen?«

5. Kapitel

»Nein, ich finde es einfach nicht.« Zum zigsten Mal durchwühlte Amy ihre Tasche. »Es ist nicht da. Aber ich habe ein Ticket gekauft. Ehrlich, ich schwöre es. Ich kann es nur ...« Sie wurde immer leiser, bis sie schließlich verstummte, suchte weiter und weiter in ihrer Tasche zwischen ihren Haarprodukten, dem Ladekabel für ihr Telefon und ihrem Teddybären herum. Letzteren schob sie hastig ganz tief nach unten.

Sie spürte, dass Gus sie genau musterte.

Der Kontrolleur beugte sich bedrohlich über ihren Sitzplatz. »Es tut mir leid, Madam, wenn Sie kein gültiges Ticket vorzeigen können, müssen Sie Strafe bezahlen.«

»Nein, das geht einfach nicht.« Amy schüttelte den Kopf. Dabei schlugen ihr die blonden Haarsträhnen wild an die Wangen. Sie schob sich die kurzen Haare hinter die Ohren, denn sie hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt. Warum im Fernsehen stets gezeigt wurde, wie jemand mit einem völlig anderen Haircut ein neues Leben begann, blieb ihr ein Rätsel. Eine einzige Quälerei war das – man musste lernen, wie man das Ganze stylte und glättete, damit es nach etwas aussah. Sie hasste ihre neue Frisur.

Sie beugte sich vor, um weiterzusuchen, und ihr Haar bewegte sich mit. Mit einer Hand hielt sie es zurück. »Wirklich, Sie können mich nicht noch mal zahlen lassen.

